

... Ruedi Lüthy: Infektiologe, Aids-Spezialist der ersten Stunde, Klinik-Leiter in Simbabwe, Ehrendoktor der Universität Bern

## «Es ist die Notwendigkeit, die mich antreibt»

Daniel Lüthi

Text und Bilder

danielluethi@gmx.ch

Er lebt in einem der ärmsten Länder der Erde, aber jetzt schlendern wir durch eine Schweizer Welt. «So viel Material, so viel Luxus», sagt Ruedi Lüthy mit dem Blick von aussen – «ja, hier wird auf hohem Niveau gejammert.» Wieder einmal ist er auf Tour de Suisse, sammelt er in der reichen Schweiz Geld für seine Klinik im südlichen Afrika, wo Millionen Hunger leiden und aidskrank sind. Eben kommt er zurück von einem weiteren Vortrag. Lüthy ist zufrieden, und über sein müdes Gesicht huscht ein Lächeln: Ein paar Flaschen Wein hat er erhalten und von einem grosszügigen Spender 10000 Franken. «Damit können wir

in Simbabwe ein Jahr lang die Therapie von 20 Aids-patientinnen und -patienten bezahlen.»

### Neuland

Bereits sehr bald nach dem Staatsexamen begann sich Lüthy für die Infektiologie zu interessieren, die es in der Schweiz damals, in den frühen Siebzigerjahren, als Fach noch gar nicht gab. «Mich faszinierte daran schon damals, dass man in diesem Bereich Kranke heilen kann.» 1976 erhielt er am Universitätsspital Zürich die Chance, für die junge medizinische Disziplin eine eigene Abteilung aufzubauen und zu leiten.



«Das Wissen wuchs damals massiv, die rasante Entwicklung verlief parallel zu den Fortschritten in der Pharmakologie und der Mikrobiologie.»

Das neue Fach hatte es am Anfang schwer, gegen traditionelle Disziplinen zu bestehen: «Geschlechtskrankheiten zum Beispiel gehörten damals den Dermatologen, oder Harnweg-Infektionen den Urologen. Und die wollten nicht glauben, dass man einen Abszess auch mittels einer Drainage, also nicht-operativ entfernen kann», erinnert sich Lüthy heute amüsiert: «Ja, das war eine lebendige Auseinandersetzung mit Alteingessenen.»

1982 begann sich auch in Zürich eine völlig neue Entwicklung, eine bisher noch nie gesehene Krankheit abzuzeichnen: «Es gab damals 20-jährige Patienten mit dem Kaposi-Sarkom, einem Tumor, mit dem wir vorher noch nie konfrontiert worden waren. Sie hatten auch schwerste Lungenentzündungen, die wir kaum behandeln, ja bisweilen nicht einmal adäquat diagnostizieren konnten. Und: Diese jungen Patienten, fast ausschliesslich homosexuelle Männer, starben innert kürzester Zeit.» Das neue Krankheitsbild nannte man denn zuerst auch GRID, «Gay Related Immuno Deficiency». 1986, als man das Virus isoliert hatte und die Übertragungswege kannte, wurde daraus der Begriff HIV.

Die neue Krankheit spülte auch neue Themen an die Oberfläche: «Jetzt wurde in der Gesellschaft plötzlich über Tabus gesprochen, über Tod und Sexualität, Drogenabhängigkeit und Prostitution. Und wir Mediziner waren auf eine ganz neue Art mit unserem Berufsbild konfrontiert: Wir hatten gelernt zu heilen. Und nicht, mit Misserfolgen umzugehen.» «Misserfolg» hiess damals noch: Die Patienten mit der neuen Krankheit starben reihenweise und sehr schnell. «Anhand des aktuellen Gewichts eines Patienten konnten wir den bevorstehenden Todeszeitpunkt relativ genau voraussagen», erinnert sich Lüthy. So wenig war von der Macht der Mediziner übriggeblieben. «Viele bekamen es mit der Angst zu tun, einige wollten diese Patienten gar nicht betreuen.»

Die Unsicherheit hatte damals, in den Anfängen von Aids, auch absurde Folgen: «Kirchgemeinden fragten uns an, ob das Abendmahl wegen der Ansteckungsgefahr noch gereicht werden dürfe, und beim Zürcher Platzspitz begann man, aus Angst vor der Verseuchung durch die Drogensüchtigen, die oberste Erdschicht abzutragen.»

### Ohnmacht und Hoffnung

Auch bei Ruedi Lüthy machte sich Ohnmacht breit, und sie hinterliess ihre Spuren. «Immer schneller ging es bergab bei den Patienten, und das löste auch bei mir eine Krise aus. Ich wusste nicht mehr, was meine Aufgabe war, mein ärztliches Weltbild lag damals am Boden».

1991 gründete Lüthy zusammen mit dem deutschen Pfarrer Heiko Sobel in Zürich das «Lighthouse», ein Sterbehospiz für Aidskranke. Idee dahinter: Auch



### Ruedi Lüthy

Prof. Dr. med. Ruedi Lüthy wurde 1941 in Luzern geboren. Er studierte Medizin in Zürich, wo er 1968 das Staatsexamen machte. Als Assistenzarzt arbeitete er in der Inneren Medizin in Bonn und dann an der medizinischen Poliklinik in Zürich. 1974/75 bildete er sich in Seattle in den USA in der Infektiologie weiter, die als Fach in der Schweiz damals noch nicht existierte. 1976 gründete er am Universitätsspital Zürich die Abteilung für Infektiologie, die er rund 20 Jahre lang leitete. 1991 war er Mitgründer des «Lighthouse» in Zürich, eines Sterbe-Hospizes für Aidskranke. 1995 bis 1998 leitete er das «Lighthouse» vollamtlich. 1999 gründete er in der «Klinik im Park» in Zürich ein Zentrum für Infektionskrankheiten. Auch hier war er vor allem mit HIV-Infektionen beschäftigt. 2003, nach seiner Pensionierung, rief Ruedi Lüthy die Stiftung «Swiss Aids Care International»\* ins Leben und wanderte zusammen mit seiner Frau nach Simbabwe aus. In der Hauptstadt Harare baute er das Aids-Spital «Newlands Clinic» auf, wo Aidskranke betreut und lokale Krankenpflegerinnen und -pfleger sowie Ärztinnen und Ärzte ausgebildet werden. Ebenfalls im Jahr 2003 erhielt er den Ehrendoktor der Universität Bern. Ruedi Lüthy ist verheiratet und Vater von drei erwachsenen Kindern. Er lebt mit seiner Frau in Harare, Simbabwe, und – wenn er in der Schweiz weilt – in Muntelier am Murtensee.

wenn ein Arzt nichts mehr tun kann, kann er etwas tun. Schmerzen lindern, zum Beispiel. Oder einfach nur zuhören, dasein. Genau dies aber sei etwas, was vielen seiner Berufskollegen schwerfalle: «Viele haben Mühe, ihr Herz zu öffnen und ihre Emotionen zuzulassen.» Der Internist war zum Palliativ-Mediziner ge-

\* [www.swissaidscare.ch](http://www.swissaidscare.ch)



worden, zum Sterbe-Begleiter: «Am Anfang starben in diesem Haus 80 Prozent der Patienten innerhalb eines Monats».

1995, endlich, gab's eine positive Entwicklung, die Hoffnungen weckte. Ein Medikamenten-Cocktail, zusammengesetzt aus drei Substanzen, ermöglichte es den Ärzten wieder, etwas zu bewirken. «Das waren zwar, furchtbar, etwa 14 Tabletten täglich, die wir verabreichen mussten, aber wir erlebten, wie Todkranke wieder aufstehen konnten.» Auf einmal waren es nicht mehr ausschliesslich Aids-Patienten, die im «Lighthouse» ihre letzten Tage verbrachten. Damit war für Ruedi Lüthy wieder ein Neubeginn angesagt. In der «Klinik im Park» in Zürich gründete er wiederum ein Zentrum für Infektionskrankheiten. Und dann, 2003, kam die ganz grosse Wende in Lüthys Leben.

### Ab nach Afrika

Eine Bekanntschaft an einem Kongress, also eigentlich ein Zufall, führte Ruedi Lüthy nach Simbabwe ins südliche Afrika. Hier, in diesem Gebiet, in dem zwei Drittel der HIV-Infizierten der Welt leben und die meisten Aidskranken sterben, wollte der Schweizer Arzt wieder etwas Neues wagen. In der Schweiz gründete er eine Stiftung, die Spenden akquiriert, und in Simbabwe gründete er eine Klinik, in der Aidskranke betreut werden sollten. «Wir gingen damals von 500 Patientinnen und Patienten aus. Heute sind es 3000, darunter 1000 Kinder. Unser Ziel sind 6000». Zur Betreuung der Patienten kam bald einmal die Ausbildung einheimischer Fachkräfte. Ärztinnen und Ärzte gab es kaum mehr, viele von ihnen waren vor dem Elend geflüchtet, ausgewandert. Deshalb setzten Lüthy und sein Team – ausschliesslich Einheimische – von Beginn weg auf die Frauen, auf lokale Krankenpflegerinnen. Zum Haus kamen vier Pinzgauer, Fahrzeuge der Schweizer Armee, die zu mobilen Krankenstationen ausgebaut wurden.

2008 ging eine Welle brutaler Gewalt über das Land. «Die Leute wurden gefoltert, ihre Behausungen zerstört, es gab keine Lebensmittel. Also begannen wir, Nahrung zu verteilen, 35 Tonnen pro Monat. Und: Wir bildeten unsere Patienten zu Gärtnern aus, damit sie selber Gemüse anbauen konnten». Ein Kindergarten und eine Schule wurden in Lüthys «Newlands Clinic» integriert, den Kranken aussenstehende Bezugspersonen zur Seite gestellt – Familienangehörige, eine Nachbarin, manchmal auch ein Kind. Ihre Hauptaufgabe ist es, zu kontrollieren, dass die Aids-Kranken die verordneten Medikamente regelmässig einnehmen. «Bei der HIV-Behandlung ist Therapietreue das Wichtigste.» Ganzheitliche Betreuung ist

hier also angesagt und damit immer wieder die Kreation neuer Ideen. «Zur Zeit entwickeln wir ein Computerprogramm, das den Krankenschwestern einen systematischen Zugang zu Anamnese und Status der Patientinnen und Patienten ermöglicht.» Damit verbunden ist ein sogenanntes «Task-Shifting», also die Übertragung von traditionell rein ärztlichen Aufgaben (wie das Stellen von Diagnosen) an das Pflegepersonal – ein Vorgehen, das nicht überall goutiert wurde, insbesondere bei Behörden und Medizinem nicht. «Was wollen Sie machen», entgegnet Lüthy, «wenn keine Ärzte mehr da sind?» Zur Erinnerung: In Simbabwe herrschen politischer Terror, Hunger und Krankheiten. Auch ein Europäer, der hier lebt, muss sich nach der Decke strecken. Von Simbabwe aus gesehen ist die Schweiz weit, weit weg.

### Nachfolge geregelt

Immer wieder dieser Vorwärtsdrang, dieses Unternehmertum. Immer wieder dieser Mut und die Kraft, Neues anzupacken und durchzustehen, trotz allem. Woher bezieht Ruedi Lüthy seine Energie? «Ein Missionar bin ich nicht», sagt er, und meint dies durchaus auch im kirchlichen Sinn. «Es ist die Notwendigkeit, die mich antreibt.»

Das ist denn auch die Botschaft des Ausgewanderten an seine Kolleginnen und Kollegen in der Schweiz: «Mit dem, was ich mache, möchte ich sie für die Not ausserhalb der Schweiz sensibilisieren und sie ermutigen, vielleicht einmal etwas Ähnliches zu tun wie ich.»

Aber Ruedi Lüthy lebt ja nicht allein im südlichen Afrika. Seine Frau ist etwa zur Hälfte der Zeit auch dort. «Ja, das ist ein schwieriges Thema», gesteht Lüthy, «bei meinem Engagement kommt die Familie oft zu kurz.» Auch er als Mensch, mit all seinen Bedürfnissen und Interessen, kommt offensichtlich zu kurz. Aber: «Ich mache das gern, das ist der beste Job, den ich je hatte. Ich kann sehr direkt etwas bewirken, oft mit verhältnismässig geringem Aufwand, muss mich nicht zuerst durch Hierarchien und Administrationen kämpfen, kann selber entscheiden.» Trotzdem drängt sich die Frage auf: Wie lange noch? «Ich höre auf, wenn ich nicht mehr mag. Aber meine Nachfolge ist geregelt: Eine einheimische Psychologin, eine Nonne aus dem Dominikaner-Orden, wird meine Nachfolgerin werden, seit einem Jahr arbeite ich sie ein.»

Den Welt-Aids-Tag am 1. Dezember erlebt Ruedi Lüthy in Simbabwe. Bereits Mitte Monat jedoch wird er wieder in der Schweiz weilen, Vorträge halten und Geld sammeln. Und sich wundern, auf welchem hohem Niveau hierzulande gejammert wird.

## Die nächste «Begegnung mit ...»

Am Ende jeden Monats stellt die Schweizerische Ärztezeitung eine Persönlichkeit vor, die sich im Gesundheitswesen engagiert. Im Dezember schildert Daniel Lüthi seine Begegnung mit Esther Kunz-Vögeli, Spezialärztin für Kinder- und Jugendmedizin in Bern-Bethlehem.